

Nr. 80. Bromberg, den 27. April 1927.

Die Tunnelbauer.

Roman von Otto Hoecker.

Urheberschutz durch die Stuttgarter Roman=Zentrale C. Ackermann, Stuttgart.

(13. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.

Gefaßter als er, bemühte sich Bessie bereits um den Greis. Auch der Lagerarzt kniete neben ihm. Man rief nach Wasser. Floyd selbst lief zwecklos dahin und dorthin, um schließlich mit leeren Händen zum offenen Grabe zurückzukehren.

Andere hatten inzwischen Wasser herbeigebracht. Man sprengte dem Vater davon ins Gesicht und netzte ihm die Schläfen. Nun kam er wieder zu sich.

„Was sagt Ihr?" hörte Floyd den Arzt seine Base fragen. „Seit drei Tagen hat der alte Mann keinen Bissen genossen, war unaufhörlich um den Toten? — Nun, da ist ein Ohnmachtsanfall kein Wunder! Aber er erholt sich schon wieder!"

Gestützt auf Floyd und Bessie, die an seiner Seite knieten, richtete sich Tom Custer langsam und beschwerlich auf und schaute verstört um sich, als begriffe er nicht, was mit ihm vorgegangen sei. Als ihm die Erinnerung zurückkehrte, wehrte er dem Arzte, der sich inzwischen eine mit Whisky gefüllte Flasche hatte einhändigen lassen und ihm von deren Inhalt einflößen wollte.

„Ich danke Euch!" sagte er kurz. „Mir wurde ein wenig schwindlig, weiter nichts."

Er hatte sich bereits erhoben und verschmähte auch den ihm gebotenen Arm Floyds. Hoch aufgerichtet wie immer stand er am Grabe, und die abgebrochene Trauerhandlung wurde wieder aufgenommen.

Der kurze Zwischenfall aber wirkte in Floyd machtvoll nach. Er konnte den Blick nicht mehr vom Vater wenden. Zum erstenmal im Leben hatte er ihn schwach und hinfällig gesehen. Dadurch war er ihm auch menschlich näher getreten. Das scheue Respektgefühl des an Gehorsam gewöhnten Kindes wich in seiner Seele freundschaftlichem Verständnis. Er sah mit einem Schlage die ganze erschreckliche Einsamkeit des alten Mannes. Sollte, durfte er ihn des letzten Kindes berauben? Wie lange noch und der Vater fuhr in die Grube! Der alte Mann durfte seinen Lebensrest nicht freudlos und einsam beschließen! Konnte er in seinen alten Tagen den starr gewordenen Sinn nicht mehr beugen und seine Willensmeinung nicht mehr ändern, so mußte der Sohn, selbst unter Verzicht auf das eigene Herzensglück, sich ihm unterordnen. Und in diesem Augenblick, als der Geistliche über dem heimgegangenen Bruder das Gebet sprach, gelobte Floyd, selbstlos zu sein und dem Vater treu zur Seite zu stehen. Das war hart, vielleicht unmöglich! Aber es war seine Pflicht. Der alte Mann hatte ihn nötig — und konnte er ihn wirklich nicht umstimmen und ihn Kate Lou günstiger gesinnt machen, so hieß es sich bescheiden. Kate Lou und er selbst waren beide jung, das Leben lag vor ihnen. Warum nicht einige wenige Jahre des Glücks dem alten Manne opfern, wenn auch seine Liebe weh tat und verwundete? Gleich nachher wollte er sich mit Kate Lou darüber aussprechen, vorerst aber dem Vater ein gutes Wort sagen.

Die Erdschollen polterten auf den Sarg. Längst hatte der Rancher die drei Hände voll Erde in die Tiefe geworfen, nun ließ er sich von Floyd zum abseits haltenden Wagen geleiten, während immer noch neue Leidtragende an das Grab herantraten.

Schweigend, ein jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, schritten Vater und Sohn nebeneinander dahin. Bis Floyd, als sie außer Hörweite der Trauerversammlung gekommen waren, stehen blieb und das Schweigen brach.

„Wenn es dir recht ist, Vater," sagte er rauh, „so lege ich am nächsten Zahltag ab und komme wieder herauf — natürlich allein," setzte er mit Anstrengung hinzu, als er die Mienen des alten Mannes unbeweglich bleiben sah. „Du hast mich nötig — und ich bin dein Sohn. Das sagt alles, und dahinter müssen alle Wünsche zurückstehen."

In den Augen des Ranchers leuchtete es warm auf. Gestützt auf den Arm seines Sohnes stand er und schaute diesem voll ins Gesicht.

„Soll das heißen, daß du dir deine Liebschaft aus dem Kopfe schlagen willst?" fragte er zurück.

Langsam schüttelte Floyd den Kopf und freimütig hielt er dem forschenden Blicke des alten Mannes stand.

„Wie könnte man sich aus dem Kopfe schlagen, was einem Seele und Leib erfüllt!" sagte er schlicht. „Aber solange ich bei dir oben bin — und ich lasse nicht mehr von dir, selbst wenn du mich von dir gehen heißest — soll meine Liebe nicht wieder zum Zankapfel zwischen uns werden."

„Du willst also warten, bis — —"

„Einerlei wie lange, Vater," fiel Floyd dem Stockenden hastig ins Wort. „Ich will dein Sohn sein — die Mutter selig hat es uns so gelehrt — und ich hätte keine glückliche Stunde auf Erden, müßte ich einmal an deinem Hügel mit einem vorwurfsbeschwerten Herzen stehen."

„Und dein Mädchen? Wird sie aufs Ungewisse harren und darüber vielleicht alt werden und verblühen wollen?" Die Stimme des Ranchers klang eindringlich und warnend.

„Darüber habe ich mit Kate Lou noch nicht gesprochen, Vater, aber wenn sie mich nur halb so lieb hat, wie ich sie, findet sie sich darein. Sie hängt ja auch an ihrem eigenen Vater mit großer Zärtlichkeit und muß es mir nachfühlen können, daß ich nicht anders handeln kann, wenn wir einmal Glück im Leben haben wollen."

Sekundenlang umzuckte es verräterisch die fest zusammengepreßten Lippen des Ranchers. Dann umspannte er die Hand des Sohnes mit markigem Drucke.

„Ich danke dir, Floyd, deine Worte haben mich wieder reich gemacht!" Warm ruhte sein Blick auf der Gestalt des Sohnes. „In den drei Tagen, die ich an deines Bruders entseelter Hülle wachte, habe auch ich viel denken müssen — und was ich dir vorschlagen will, wäre auch ohne dein Anerbieten geschehen. Nun tue ich es mit freudigerem und zuversichtlichem Herzen."

Erwartungsvoll schaute Floyd ihn an. Hatte der Himmel ein Wunder bewirkt und den harten Sinn des Vaters weich werden lassen? Das erschien ihm rein unmöglich. Aber das Herz pochte ihm stürmisch, je länger der alte Mann sprach.

„Auch Eltern versündigen sich an ihren Kindern. Wenn sie ihnen nämlich aufzwingen wollen, was sie als recht und gut für sie erkannt haben," meinte er in seiner gewohnten kurzen Art. „Nicht als ob ich meine Meinung über dein Mädchen geändert hätte. Ich halte Eure Verbindung immer noch für ein Unglück. Art läßt nicht von Art — daß sie ihres Vaters Tochter ist, richtet sie in meinen Augen. Aber darunter sollst du nicht länger leiden, Floyd," setzte er rasch hinzu, als er das schmerzliche Zusammenzucken des Sohnes wahrnahm. „Ich habe kein Recht, meiner Abneigung willen

Opfer von dir zu verlangen. Dein Mädchen soll mir durch die Tat zeigen, was an ihr ist. Sie soll zu uns auf die Ranch kommen — —"

„Vater, du könntest — du wolltest —"

Abwehrend hob der alte Mann die Hand. „Höre mich zu Ende. Was ich dir vorschlage, stammt von Bessie, nicht von mir." Er nickte dem Mädchen zu, das sich ihnen inzwischen zugesellt hatte und mit einem matten Versuch zu lächeln Floyds fragendem Blicke begegnete.

„Ich schlug es dem Onkel vor, Floyd," sagte sie leise. „Sieh, wenn Kate Lou dich recht von Herzen lieb hat, dann muß sie doch trachten, eine tüchtige Ranchersfrau zu werden. Bei uns oben, solange ich noch im Haus bin und ihr zeigen kann, was sie noch nicht kennt, lernt sie es am leichtesten, und wenn der Onkel sie täglich vor Augen hat, wird auch er lernen, sie lieb zu haben. So hoffe ich wenigstens, und dann könntest du doch noch glücklich werden," schloß sie stockend und wich seinem Blicke aus, damit er die ihre Augen wieder füllenden Tränen nicht gewahren sollte.

„O du gute, treubesorgte Schwester!" stammelte Floyd in großer Rührung. „Sei sicher, Kate Lou wird es Euch lohnen."

„Erst laß mich ausreden," unterbrach ihn der Vater mahnend. „Ein Jahr soll sie um dich dienen. Dann will ich mich entscheiden und hinterher könnt Ihr immer noch tun und lassen, was Ihr wollt. Du aber, Floyd, bleibst bis dahin bei deinem selbstgewählten Beruf. An den freien Sonntagen magst du deine Braut besuchen, und darf ich nach einem Jahr bekennen, daß ich unrecht gehabt habe, so soll es keiner lieber und freudiger tun als ich."

Floyd stand mit zuckendem Munde.

„Das habe ist unserm Bob zu verdanken," sagte er leise, „er hat mich ja an seinem Todestag noch aufsuchen und mir ins Gewissen reden wollen. Ah, mir ist plötzlich so leicht . . . so selig zumute. Nehmt es mir nicht übel, daß ich in seiner Begräbnisstunde so spreche — aber ich habe mein Mädchen so unaussprechlich lieb — und da du sie nun kennen lernen willst, Vater, ist mir um die Zukunft nicht mehr bange. Kate Lou wird dir eine Tochter werden, und du gewinnst eine Schwester in ihr, liebe, liebe Bessie!" schloß er bewegt und preßte die schlaff in den seinen liegenden Hände der Cousine.

Von dem frohen Hoffnungsschein, der aus Floyds Mienen sprach, war in den Zügen des Vaters nichts zu erblicken. Als er in den Wagen stieg, sah er wieder hinfällig und alt aus und aus seinen Blicken sprach die Sorge, sich vielleicht eine allzu schwere Last aufgebürdet zu haben.

Wie im Traume stand Floyd, sah Vater und Cousine davonfahren, winkte ihnen nach und stand dann mit wachsender Ungeduld den an ihn herantretenden Bekannten und Nachbarn Rede und Antwort. Was er ihnen sagte, wußte er ebenso wenig, wie er den Sinn ihrer Reden begriff. Machtvoll drängte es ihn zu dem geliebten Mädchen, um ihr die unverhoffte Wendung in ihrem Geschick mitzuteilen. Er zweifelte nicht daran, daß Kate Lou seine Botschaft mit hellem Jubel aufnehmen würde. Nun lag es ja nur an ihr, beider Glück zu sichern.

Vor dem Friedhof draußen fand er sie. Sie hatte augenscheinlich auf ihn gewartet, und ein Blick in ihre Züge offenbarte ihm eine sonst nie darin zu findende seelische Erregung, gepaart mit tiefem Ernst. Doch das schob er auf den Eindruck, den die Begräbnisfeier auf sie gemacht hatte, und schalt sich heimlich selbstsüchtig und schlecht, daß er dem toten Bruder nur so flüchtige Trauer weihen konnte, da all sein Sinnen und Denken sich nur mit dem eigenen Schicksal zu befassen vermochte.

Ernüchtert wurde er erst durch das frostige Schweigen, mit dem sie seine Mitteilung aufnahm. Kaum wagte er seinen Augen zu trauen. Freute sie wirklich nicht, was ungeachtet der Trauer um den lieben, treuen Kameraden jubelnd durch seine Seele stürmte?

„Dein Vater hat sich lange besonnen; inzwischen habe ich mir gleichfalls die Sache überlegt, Floyd," äußerte sie dann kühl. „Ich tauge nicht hierher, und zur Ranchersfrau erst gar nicht . . . Oder möchtest du mir im Ernst zumuten, Magddienste zu verrichten?"

Fast mußte er über ihre Unkenntnis lächeln. Die Ärmste hatte nie das Glück genossen, sich heimisch in guter, behaglicher Familiengemeinschaft zu finden. Was wußte sie von dem Glück der Hausfrau und dem Segen, der tausendfältig von ihren fleißigen Händen ausgeht! Aber Bessie würde sie das alles erkennen lehren und mit Freuden würde sie sich nützlich zu machen und der Mittelpunkt ihrer eigenen Welt — eine Königin im Kleinen — zu werden trachten.

Aber je wärmer er zu ihr sprach, desto abweisender wurden ihre Mienen und schließlich unterbrach sie ihn mit ungnädigem Kopfnicken.

„Davon brauchen wir uns nicht weiter zu unterhalten," sagte sie. „Ich tauge und will nicht auf deines Vaters Ranch — und seinetwillen meinen Vater zu verleugnen, fällt mir nicht ein. Ich will in die Stadt, wie ich es dir schon vor einigen Tagen sagte. Du kannst dort genau so viel Geld verdienen wie hier."

„Wie du nur so herzlos sprechen kannst, als ob sich alles nur ums Geldverdienen drehte!" rief der aus allen seinen Himmeln Gestürzte. „Hier ist meine Heimat, hier wurde ich groß — jede Faser meines Herzens verbindet mich mit der Heimatscholle! Glaube mir doch, Mädchen, auch du wirst sie lieben lernen, wenn du erst einmal Herrin auf der eigenen Scholle bist!"

„Niemals!" sagte sie. „Mich zieht es in die Stadt. Ich will bequem wohnen, nicht die Magd spielen, sondern etwas vom Leben haben. Hast du mich lieb, so bietest du es mir. Im anderen Fall — —"

Als sie mit einem Schulterzucken abbrach, stand er wie entgeistert. Er begriff nicht länger, wie er sich vorhin so beglückt hatte fühlen können. Auf seinen Schultern lastete wieder der Alltag und von ihr, die er über alles liebte, ging wieder die alte, qualvolle Unrast auf ihn über.

„Überlege es dir, Floyd. Aber halte mich nicht länger hin — so oder so, es muß zwischen uns klar werden! Bringe mich in die Stadt — und ich will es dir danken! Sonst ist es zwischen uns aus — und wenn du mich totschlägst. Lieber tot sein, als hier in der Wildnis hausen!" endigte sie leidenschaftlich. —

Er bedurfte einiger Zeit, um sich zu sammeln und sich von der lähmend auf sein Sinnen und Denken einwirkenden Erstarrung zu befreien. Unheilvoll drohte ihn der alte Zorn zu packen; doch mit übermenschlicher Gewalt zwang er sich zur Gelassenheit. In dieser Stunde durfte er nicht weiter mit ihr reden.

„Meinen Willen kennst du!" sagte er herb. „Ich brauche nichts zu überlegen . . . Hast du mich lieb, so gehe in dich und gib mir das nächste Mal besseren Bescheid."

Damit wendete er sich und ließ sie stehen.

Sie rief ihn nicht zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mann im Nebel.

Skizze von Liesbet Dill.

Der Rheinnebel umwogte das Haus, eine der letzten Villen hinter dem Kurpark, so dicht und grau, daß man kaum die Laternen in der Ulmenallee brennen sah. Die Möbelwagen waren fortgefahren, die Dekorateure hatten die letzten Vorhänge aufgesteckt, die Bilder lehnten noch an den Wänden, im hellerleuchteten Speisezimmer standen ein paar Kisten auf dem Parkett, aus denen der Diener und das Hausmädchen das Silbergeschirr auspackten und es auf den lang ausgezogenen Eßtisch stellten. Schwere silberne Schüsseln, Bratenplatten, Fruchtkörbe und Aufsätze füllten den langen Tisch.

Frau Mary beaufsichtigte das Auspacken der reichen, feingearbeiteten Stücke und verteilte die kostbaren Sachen auf das Büfett und in die Vitrinen. Es war ein alter, durch viele Generationen vererbter Familienschatz, der nur zu großen Festen benutzt wurde. Während sie hin- und herging, hatte sie das seltsame Gefühl des Beobachtetseins. Es war ihr, als ob sie der Blick eines fremden Menschen aus dem Hinterhalt verfolgte. Dieses Gefühl verstärkte sich derartig, daß sie an eines der Fenster trat, um auf die Straße zu schauen.

Plötzlich fuhr sie zurück. Dort draußen in der Allee stand unbeweglich unter einem Baum im Schatten des glimmenden Laternenlichts — ein Mann. Er trug Wickelgamaschen und eine helle, flache Reisemütze, von seinem Gesicht sah sie nichts; er schaute in dieses hellerleuchtete Zimmer, auf den Tisch mit dem Silbergeschirr . . . Wir haben vergessen, die Läden zu schließen, fiel ihr ein. Sie befahl dem Diener, die Rolläden herabzulassen. — Als der Mann sah, daß er beobachtet wurde, löste er sich aus dem Schatten des Baumes und verschwand in der Richtung der Stadt. Der Nebel verschlang seine Erscheinung.

„Sie müssen darauf achten, jeden Abend die Läden zu schließen", sagte Frau Mary zu dem Diener. „Es ist sehr einsam hier draußen" . . . „Heute ist den ganzen Tag noch kein Mensch zu uns gekommen", sagte die Jungfer, während sie die silbernen Eisbecher abrieb. „Nicht einmal der Briefträger. Nur ein Mann ist gegen Abend dagewesen, der fragte, ob wir schon die Hundesteuer bezahlt hätten." Die Hausfrau wandte den Kopf. — „Und was anworteten Sie?" — „Ich sagte, wir hätten ja gar keinen Hund." — „Das hätten Sie nicht sagen dürfen", sagte Frau Mary, „man weiß nie, mit wem man an der Tür spricht" . . . „Da haben Sie recht", wandte die Näherin ein, eine verwachsene, kleine Frau, die im Nebenzimmer Vorhänge ausbesserte. „Besonders

ders hier ... in einer Badestadt. Ich hätte mich überhaupt nicht so weit vor der Stadt angekauft, gnädige Frau."

Frau Mary zuckte die Achseln. „Ich bin nicht furchtsam." Sie war, früh verwitwet, an ein selbständiges Leben gewöhnt. Das weiche Klima, die schöne Landschaft und die Nähe des Rheins hatten sie angezogen. An den Winternebel war sie von London her gewöhnt.

Die Näherin blickte von ihrer Arbeit wieder auf ... „Ich würde mir doch lieber einen Hund halten", meinte sie. „So eine große Dogge. Die fällt jeden Einbrecher an ... Hier ist schon mal etwas passiert in derselben Straße vor sechs Jahren ungefähr. In einer Villa schräg gegenüber wurde nachts eingebrochen ... bei einem Kammerherrn, aber der Hund hielt den Dieb mit den Zähnen fest, bis die Nachbarn herbeikamen. Es gab einen mächtigen Kampf, der arme Hund wurde dabei niedergeschossen. „Und der Einbrecher?" fragte Frau Mary. — „Der sitzt seitdem im Zuchthaus."

Das Silber war ausgepackt und eingeräumt. Die Hausfrau entließ die alte Näherin und befahl dem Mädchen, schlafen zu gehen. Der Diener verschloß die Haustür und löschte die Lichter. Frau Mary stieg nach oben. Ihr Schlafzimmer lag im ersten Stock, zwischen Ankleidezimmer und Frühstückszimmer. Die Mädchen und der Diener schliefen im Mansardenstock. Das Haus war ruhig geworden; sie setzte sich im Schlafmantel an ihren Schreibtisch, aber ohne zu schreiben ... Die Worte der Frau fielen ihr wieder ein, seltsamerweise im Zusammenhang mit dem Mann, der da hinter dem Baum gestanden hatte. Wie hatte er doch ausgesehen? Aber sie wußte nur, daß er Wickelgamaschen und eine helle Reisemütze getragen hatte. Sollte das am Ende derselbe Mann gewesen sein, der am Nachmittag nach der Hundesteuer gefragt hatte? Das beunruhigte sie sehr. Plötzlich war ihr, als ob sie irgendwo ein Geräusch hörte, wie ein Knirschen und Stampfen ... Es klang dumpf wie aus dem Keller, dann war alles wieder still.

Ich darf nicht wieder so spät starken Mokka trinken, dachte sie. Nun werde ich die ganze Nacht nicht schlafen können. Da fiel ihr ein, daß sie das Telephon vergessen hatte mit herauszunehmen. Es war unten im Herrenzimmer stehen geblieben. Es wird ja nicht ausgerechnet heute Nacht etwas passieren, beruhigte sie sich. Von morgen ab bleibt das Telephon in meinem Schlafzimmer. Und vielleicht nehme ich mir doch einen Hund.

Damit legte sie sich zu Bett, nahm ein Schlafpulver und schlief fest und traumlos bis gegen Morgen. Sie erwachte erst, als man gegen ihre Tür schlug.

„Gnädige Frau! Gnädige Frau!" Drei Gestalten in Nachtkleidern standen vor ihr, mit entsetzten Gesichtern und verwirrtem Haar. Es waren die beiden Mädchen und der alte Diener, der an allen Gliedern zitterte und ihr entgegenrief: „Unten sind Diebe ... Wir können nicht hinein ... das Telephon ... die Polizei ... Die Türen sind abgeschlossen" — verstand sie. Sie fuhr aus den Kissen auf, warf den Schlafrock um und eilte die breite Treppe hinunter, gefolgt von den andern. Unten im Flur rüttelte sie vergeblich an den Klinken. Alle Türen nach der Wohnung waren von ihnen abgeschlossen. Aber aus den Türritzen drang Licht. Sie eilte in den Garten und sah die ganze untere Front der Zimmer hell erleuchtet. Der Diener kletterte an einem Fenster hoch und schaute in das erleuchtete Eßzimmer. Es war leer. Die Diebe hatten das Haus verlassen, aber das Licht brennen lassen. Mit Hilfe eines Schlossers drang man in das Eßzimmer ein. Große Unordnung herrschte hier. Alle Schränke waren erbrochen, die Vitrinen geleert, alle Schubfächer aufgerissen und das Silber verschwunden. Das Büfett, die Anrichte — — alles leergefegt. Der Dieb hatte ganze Arbeit gemacht. Frau Mary war auf einen Sessel gesunken, sie zitterte heftig ... sie konnte kein Wort sprechen, während das Telephon um Hilfe rief und klingelte. Bald darauf fuhr ein Auto mit drei Polizisten und einem Kriminalkommissar vor. Dieser sah sich lange in dem Zimmer um. „Das ist die Arbeit von Diener". Es war ein bekannter Schwerverbrecher, der kühnste Einbrecher der Stadt. Er hatte sieben Jahre Zuchthaus gehabt wegen eines ähnlichen Einbruchs, bei dem er einen Hund niedergeschossen hatte, der ihn festgehalten hatte, bis ihn die Polizei ergriff. Seit einigen Tagen war er wieder frei.

Ein Polizist brachte eine helle Reisemütze aus dem Garten, die der Einbrecher am Tor beim raschen Übersteigen des Gitters verloren haben mußte. Und diese flache Reisemütze, die Frau Mary sprachlos betrachtete, ließ ihr das unheimliche Bild aufsteigen eines Mannes im Nebel hinter dem Baum, der am Abend entweder Posten gestanden oder sich informiert hatte ...

Die Polizei nahm die Spur Dieners auf, aber er war verschwunden, das Silber war bereits über die Grenze gebracht. Bei Dieners Geliebten fand man später einige Stücke davon, und diese gestand alles ein ... Dieser Einbruch war eine Rache an dem früheren Besitzer der Villa, die Frau Mary bewohnte. Er war damals dem Nachbar zur Hilfe gekommen mit seiner Dogge, und dieser Hund hatte Diener mit den Zähnen festgehalten, bis die Polizei ankam ... Seine Rache, die dem ehemaligen Eigentümer dieser Villa galt, hatte eine Unbekannte getroffen, die ahnungslos das Haus bezogen hatte.

„Sie können von Glück sagen, daß Sie so gut geschlafen haben", meinte der Kommissar. „Diener hat immer seine Pistole zur Hand, und wer ihm in den Weg tritt, den schießt er nieder. .... Es ist nicht das erste mal, daß wir bei einem seiner Kunststücke figurieren. Ja, ja, gnädige Frau ... ob Sie die Fensterläden zugemacht hätten gestern Abend und ihm die schönen Tafeln mit dem Silber gezeigt haben oder nicht, das ist einerlei ... Dies war Ihnen bestimmt." Der Kommissar bückte sich und hob ein Stück Silber auf, den abgebrochenen Fuß eines Armleuchters, den Diener auf den dicken Teppichen mit kräftigem Fuß zerstampft hatte, und ließ das Silber im Lichte funkeln wie ein seltenes Juwel, das ein Zauberer in seiner Höhle vergessen hat ...

Ein Affenschnitt.

Skizze von **Paul Althaus**-London.

Große Städte haben große Sensationen. Kleine Städte müssen sich mit Sensatiönchen begnügen. Für unser Städtchen Yorkley ist im allgemeinen ein plötzlicher Todesfall oder eine unerwartete Verlobung schon ein Ereignis, über das man sich drei Tage lang aufregt. Wenigstens die näheren Nachbarn der Urheber solcher Aufregungen. Als sich vor anderthalb Jahren ein deutscher Arzt bei uns niederließ, da wollte das Fragen und Vermuten überhaupt kein Ende nehmen.

Ja, wir liegen ein wenig abseits. Zur nächsten Bahnstation fahren wir eine Stunde mit dem Autoomnibus. Wir haben zwar ein Kino und auch Wireleßradio, dennoch bekommen wir die Geschehnisse aus der großen Welt erst aus zweiter Hand. Wir müssen alles, was dem achtlosen Großstädter zur unerläßlichen Gewohnheit geworden ist, entbehren. Aber dafür haben wir auch wiederum Dinge, die der Großstädter niemals sieht, deren Zauber er gar nicht mehr versteht. Ich meine nicht den Mondschein über unseren Heidemooren und nicht die Irrlichter auf den Sümpfen, sondern zum Beispiel den Wanderzirkus, der alle zwei Jahre im Herbst zu uns kommt. Gewiß, in London haben sie den großen Olympiazirkus. Aber ein richtiger ist doch nur so ein kleiner Wanderzirkus.

Das letzte Mal hatte ein Wanderzirkus, „worldfamous monstreshow King" nannte er sich, eine besondere Attraktion mitgebracht: einen Löwenbändiger, der in einer knallroten Jacke vier wunderbare Löwen vorführte. Ein Prachtkerl, der mit seinen Tieren umging, als wären sie Holzpuppen und keine Bestien. So etwas hatte man in Yorkley noch nicht gesehen. Der Kerl war offenbar in der ganzen Welt herumgekommen. Sein Englisch — er hielt vor seiner Vorstellung eine kleine Ansprache — klang breiter als das des eingeborensten Friscomannes. Seine Löwen herrschte er manchmal mit einem holländischen oder deutschen Befehlswort, zuweilen mit einem spanischen Fluch an. Dabei zählte er kaum mehr als dreißig Jahre. Er war schlank wie ein Franzose, sehnig wie ein Engländer, stämmig wie ein Deutscher, behende wie ein Ungar. Seine Nationalität aus seinem Äußeren festzustellen schien unmöglich. Über seine linke Wange zog sich eine breite rote Narbe, für einen Löwenbändiger gerade das rechte Attribut. Seine Nummer übrigens grenzte geradezu an Todesverachtung. Er nahm unter anderem ein Stück rohes Fleisch in den Mund und legte seinen Kopf dem größten Löwen in den Rachen. Das alles tat er mit einem Gleichmut, als ob er nur darauf wartete, daß der Löwe zubiße. Der Mann interessierte mich. Mit neugieriger Anteilnahme, die man uns Kleinstädtern großmütig verzeiht, wartete ich am zweiten Vorstellungsabend am Zeltausgang auf den Löwenbändiger und fragte ihn, ob er Lust habe, bei mir zu Hause einen guten schottischen Whisky zu trinken und ein wenig mit mir zu plaudern. Zu meiner Freude sagte er ohne weiteres zu. Wir verabredeten, daß wir uns in einer halben Stunde, wenn er sich umgezogen habe, in meiner Wohnung treffen wollten.

Mein Gast kam pünktlich. Er war verschlossener, als ich nach seiner anfänglichen schnellen Zusage angenommen hatte. Unser Gespräch kam nicht recht in Fluß. Von Löwendressur hatte ich keine Ahnung und glaubte auch, daß meinem Gast nicht sehr damit gedient war, von einem Laien Ansichten oder auch nur Fragen über die Dressur zu hören. Während ich die Whiskygläser neu füllte, fiel durch eine ungeschickte

Bewegung, die ich machte, eine Diamantdruckausgabe des Horaz, die ich kürzlich erstanden hatte, vom Tisch. Er hob sie höflich auf, warf einen Blick auf das Titelblatt, schlug das Buch auf, strich mit einer fast zärtlichen Bewegung über die Seiten und gab mir das Bändchen zurück. Ich fragte ihn, nur um etwas zu fragen, ob er Bücher liebe. Er sagte mit einem Anflug von abweisendem Spott nein, und ich lenkte ein, sein Beruf ließe ihm auch wohl wenig Zeit zum Lesen. Dann kamen wir langsam in ein Gespräch über das Zirkusleben, über Reisen, aber immer, wenn ich ihn nach persönlichen Dingen zu fragen versuchte, wich er aus. Nur meine Frage nach seiner Narbe beantwortete er mit großer Bereitwilligkeit. War es Stolz, war es wieder dieser Anflug von Spott, der da in seinen Augen aufglomm? Ich weiß es nicht.

Vor zehn Jahren hatte er eine kombinierte komische Dressurnummer vorgeführt. „Drüben," sagte er nur. Eine Löwin und einen Affen. In der Arena war ein Frisierladen aufgebaut gewesen. Der Affe hatte eine weiße Jacke getragen wie ein Barbier und die Löwin eine Haube. Die Löwin hatte ihren Schwanz in einen Eimer voll Rasierschaum getaucht, damit den Dompteur kunstgerecht eingeseift und der Affe ihn ebenso kunstgerecht rasiert. Bei dieser Vorführung war die Löwin einmal nervös geworden, der Affe hatte gemerkt, daß etwas nicht in Ordnung war und seinem Herrn mit dem Rasiermesser die ganze Backe aufgeschnitten. Er hätte den Affen erwürgen mögen. Ja, daher hätte er die Narbe.

Der Dompteur erzählte diese Geschichte, die ihm doch leicht das Leben hätte kosten können, als ob er einen guten Witz zum besten gäbe. Kurz darauf verabschiedete er sich mit der Entschuldigung, der Zirkus verließe morgen die Stadt, seine Tiere hätten vor dem Aufbruch immer ein wenig Reisefieber und er müsse noch nach ihnen sehen. Ich träumte in der Nacht wilde Dinge von einer Löwin und einem Affen.

Am anderen Morgen stand ich am Bahnhof, um dem Löwenbändiger vor seiner Abreise Lebewohl zu sagen. Der Mann war aber nirgendwo zu finden. Zwischen den Wagen traf ich den deutschen Arzt aus unserem Städtchen. Wen er hier suche? Auch den Löwenbändiger? Ich hatte ihn gestern als Gast bei mir . . . Wir mußten beiseite springen, der Zug setzte sich in Bewegung. Wir sahen den Zug entlang. Vom Dompteur war nichts zu sehen.

Auf dem Heimweg erzählte mir der deutsche Arzt, daß er gestern im Zirkus gewesen sei und in dem Löwenbändiger einen ehemaligen Korpsstudenten erkannt habe, der nach einem schweren Säbelduell, in dem er seinen Gegner getötet, spurlos verschwunden war. Die Ursache des Duells habe niemand gewußt. — „Die Löwin," sagte ich. Aber der deutsche Arzt verstand mich nicht. Ich habe ihm die Geschichte von dem Affen nicht erzählt. Wenn ich mir die Fäuste des Löwenbändigers vorstelle, so kann ich mir wohl denken, daß er imstande war, mit einem einzigen Griff einen „Affen" zu erwürgen.



Bunte Chronik



* **Automatischer Gewitteranzeiger.** Die Neuyorker Edison-Gesellschaft, die eine mächtige Kraftstation am East River liegen hat, benutzt einen automatisch arbeitenden Gewitteranzeiger, der in Anlehnung an die Grundlagen des Radiowesens es ermöglicht, sich auf den Zeitpunkt der Entladung des Gewitters über der Stadt vorzubereiten, da eine Art Seismograph die Entfernung des Gewitterherdes anzeigt.

*

* **Wie das Summen der Stubenfliege entsteht.** Bei der Beobachtung einer summenden Fliege nimmt man unwillkürlich an, das Summen müsse durch die sehr raschen Flügelbewegungen des Tieres hervorgebracht werden. Versuche haben jedoch ergeben, daß die Stubenfliege auch summt, wenn man ihr die Flügel entfernt hat. Die Flügel kommen bei der Entstehung der sogenannten Flugtöne denn auch wirklich nicht in Betracht, da man als die „Tonquellen" des Summens die raschen Schwingungen der Schwingkölbchen oder Halterer erkannt hat, jene kleinen gestielten Gebilde, die zu beiden Seiten des Hinterleibes sitzen und beim Fliegen besonders der Steuervorrichtung dienen.

*

* **Kinderehen.** Wie unglaublich es auch scheinen mag, auch heute noch sind in verschiedenen Teilen der Welt Kinderehen und Heiraten mit Kindern an der Tagesordnung. In Rußland ließen in früherer Zeit fürstliche Familien ihre Kinder schon im jugendlichen Alter heiraten; das Bräutchen mußte das neunte, der Bräutigam das zwölfte Jahr erreicht haben. Im 16. Jahrhundert ließen reiche englische Familien ihre Kinder noch viel jünger trauen. Die drei- oder vierjährigen Heiratskandidaten wurden während der feierlichen Eheschließung von ihren Eltern auf die Arme genommen. In manchen englischen Archiven finden sich noch Ehescheidungsakten von solchen Kinderehen. Im Osten sind Kinderehen etwas Gewöhnliches. Mohammed, der Prophet, verlobte sich mit seiner Lieblingsfrau, als diese sechs Jahre alt war, und die Ehe wurde geschlossen, als sie elf Jahre zählte. Im Jahre 1911 gab es in Indien 250 000 Mädchen unter fünf Jahren, die formell getraut waren. Die Zahl der Witwen in diesem Alter beträgt ungefähr 10 000. Die Kinder blieben natürlich, bis sie erwachsen waren, unter der Obhut ihrer Eltern. Die Ursache dieser Kinderehen ist in den gesellschaftlichen Verhältnissen zu suchen. Man will die Kinder zeitig gut versorgen.



Rätsel-Ecke

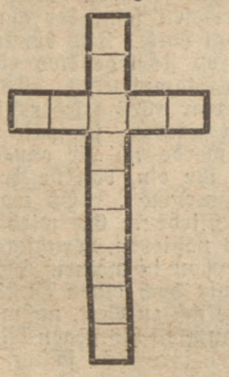


Wechsel-Rätsel.

Mit A liegt's freundlich am Alpenrand,
Mit E ein deutsches, gebirgiges Land
Mit I es vielfach sich windet,
Mit O ein Tier, nur wenig bekannt,
Mit U es im Süden man findet.

*

Verwandlungs-Rätsel.



Die Buchstaben der Wörter: Bein, Seide, Erna sind so in die Felder obenbefindlichen Kreuzes einzutragen, daß der Längsbalken desselben von unten nach oben gelesen und der Querbalken von links nach rechts gelesen, den Titel eines deutschen Märchens nennen.

*

Diamant-Rätsel.

1
2 3 4
5 6 5 7 8
6 5 3 9 10 5 8
1 4 11 3 7 4 11 12 13
5 3 8 14 10 13 15
6 15 16 6 11
14 3 5
2

An Stelle der Ziffern sind entsprechende Buchstaben zu setzen, sodaß die wagrechten Reihen folgendes ergeben: 1. einen Konsonanten, 2. eine mittelalterliche Waffe, 3. eine Straußenart, 4. eine Blume, 5. einen männl. Vornamen, 6. eine Stadt in Ungarn, 7. ein Gebirge, 8. eine japanische Münze, 9. einen Konsonanten. Bei richtiger Lösung machen die Buchstaben am äußersten Rande der Abbildung, von rechts nach links gelesen und an der oberen Spitze begonnen, etwas Erfreuliches namhaft.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 75.

Reimergänzungs-Rätsel:
drücken, lacht, Rücken, Bücken, macht.

Buchstaben-Rätsel: Ache, Rache, Drache.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.